

Das Bild im Auge.

Roman von F. Arnefeldt.

(1. Fortsetzung.)

„Und dann hatte er solche Eile, konnte die Zeit nicht erwarten, bis Alles fertig war, wie hier beim Musikzimmer.“ fügte Wilhelm hinzu.

„Was war damit?“ erkundigte sich der Commissar.

„Die Räume hier waren die zu der Wohnung gehörende Küche und eine kleine Stube.“ erklärte Wilhelm Röhne, „Herr Ahreweiler sagte aber, er brauche sie nicht, sein Essen würde ihm ja von meiner Mutter in unserer Küche gefochet, ein Musikzimmer müßte er aber haben, und so baute er es sich.“

„War denn der Hauswirth damit einverstanden?“ erkundigte sich Dr. Beutler.

„Warum nicht?“ entgegnete Frau Röhne, „Herr Ahreweiler hat Alles auf seine Kosten machen lassen, sich verpflichtet, die Räume, wenn er sie verlassen sollte, wieder in den vorigen Zustand versehen zu lassen, und einen höheren Mietzins gezahlt, als alle Andern.“ Herr Haberland, was der Wirth ist, er wohnt in Berlin in der Burgstraße, weiß schon, wo er bleibt.“

Die letzten Worte trugen ihr ein warnendes Kopfschütteln ihres Sohnes ein.

„Da konnte er sich nun doch berechnen haben.“ bemerkte der Arzt. „Die Erben.“

„Hat er Erben und kennen Sie sie?“ unterbrach ihn der Polizeileutnant, die letzten Worte an Frau Röhne und ihren Sohn richtend.

Erstere zögerte auffällig mit der Antwort und versuchte mit den Augen ihren Sohn zu befragen.

Wilhelm gab aber nicht Acht darauf und sagte ganz unbefangen: „Es wohnen Geschwister von ihm in Berlin; ich kenne sie nicht, aber meine Mutter weiß von ihnen und kann Ihnen ihre Namen nennen.“

„Es sind —“ begann Frau Röhne immer noch etwas widerwillig.

Aber der Polizeileutnant unterbrach sie: „Kassen wir das jetzt; Sie werden mir das später zu Protokoll geben, denn ich muß Sie nebst Mann und Kindern ordnungsmäßig vernehmen, sobald wir die Verhaftungsbefehle beenden haben. Auch Ihre Aussage muß ich zu Protokoll nehmen, Herr Doktor, und dann helfen Sie wohl, daß die Leiche zur gerichtlichen Obduktion ins Schauhaus geschafft wird.“

„Ins Schauhaus!“ schrie Frau Röhne voll Entsetzen. „Warum denn das? Kann der arme Herr denn nicht —“

Ein Händedruck Wilhelms ließ die Mutter zwar im Stillsitzen verharren, die Vorstellung, die sie mit dem Schauhaus verband, mußte aber so fürchtbar sein, daß sie dadurch ganz aus dem Gleichgewicht gebracht wurde. Nur mit Mühe waren ihr die Aufklärungen, deren die Beamten bedurften, noch abzufragen.

Die Wohnung endete beim Musikzimmer. Eine am Ende des hinteren Corridors befindliche Thür führte zu einem Vorraum, von dort gelangte man mittelst einiger Stufen auf den Hof.

Frau Röhne erklärte, daß sie nur am Morgen, während die Wohnung reinigte, diese Thür benutzte, während des Tages ging sie stets die Bordertreppe hinauf; und das Gleiche that immer ihre Tochter, die gar keinen Schlüssel zur Hintertür besaß; diese wurde von der Frau verschlossen und außerdem durch eine Sicherheitskette verwahrt.

So war es auch jetzt noch; nicht die leiseste Spur eines gewaltsamen Einbruchs war an der Thür sichtbar, und ebenso waren die Fenster fest verschlossen und mit Läden vermauert. Es konnte Niemand ohne Wissen und Willen des Inhabers in die Wohnung gedrungen sein.

Es ließ sich nur annehmen, daß Ahreweiler der Person, die den mörderischen Angriff auf ihn verübte, selbst die Thür geöffnet und sie in sein Zimmer geführt hatte; es entsprach aber seinen einbildlichen Egoismen so wenig, dies zu thun; es vergingen nach Versicherung der Portiersfrau Wochen, ohne daß ein einziges Mal an seiner Thür geklingelt ward. Er gab reichlich zu allen Sammlungen, hatte aber Sorge getragen, daß er durch keinen Mittelfler behelligt ward. Redungen, deren er wenig machte, wurden beim Portier abgegeben und dort bezahlt, auch der Steuerbote hatte dort seine Raten in Empfang zu nehmen.

Wer war es, dem Herr Ahreweiler zu seinem Unglück die Thür geöffnet hatte? Das war die Frage, die man zunächst zu lösen suchen mußte.

In dem kleinen Zimmer mit den Mahagonimöbeln hatten der Polizeileutnant und der Commissar an dem

in der Mitte stehenden Tische Platz genommen, um die wenigen Personen, die augenblicklich bei der räthselhaften Angelegenheit in Frage kamen, zu verhören.

Dr. Beutler war der Erste, den man um seine Aussage ersuchte.

Der Arzt konnte sich kurz fassen. Er war durch Wilhelm Röhne, den Sohn des Portiers in der Uhländstraße Nr. 175, benachrichtigt worden, daß an dem daselbst wohnenden Rentier Ahreweiler ein Mord verübt war oder daß er Selbstmord begangen habe. Ungläubig hatte er sich dorthin begeben, den ihm als Ahreweiler bezeichneten Herrn in seinem Schlafzimmer auf dem Teppich in einer Blaulack liegend gefunden und constatirt, daß dieses Blut aus einer durch ein spitzes, scharfes Instrument herbeigeführten Brustwunde geflossen war.

„Sie fanden kein Lebenszeichen mehr an dem Verwundeten?“ fragte der Leutnant.

Mit Nachdruck antwortete Beutler: „Nein; der Tod muß beinahe augenblicklich eingetreten sein, nachdem der Stoß vollführt war, denn er ist gerade ins Herz gedrungen. Ich bin geneigt, die Person, durch die das Geschehen, für nicht ganz unbewandert in den Gegebenen der Anatomie zu halten.“

Der Commissar schaute interessiert auf und schrieb einige Worte in das vor ihm auf dem Tische liegende Taschenbuch, machte indeß weiter keine Bemerkung.

Der Leutnant fragte weiter: „Sie sind der Ansicht, der Stoß sei mit dem neben dem Toten aufgefundenen Dolch geführt?“

„Ohne allen Zweifel.“ erwiderte Beutler lebhaft.

„Konnte das durch Herrn Ahreweiler selbst geschehen sein?“

„Nein, nein.“ war die schnell ertheilte Antwort, „ich nehme diese Versicherung auf meinen Beruf. Ein Selbstmord ist durch die Lage, in der ich den Toten gefunden, sowie durch die Beschaffenheit der Wunde völlig ausgeschlossen.“

„Und wie lange konnte der Tod schon eingetreten sein, als Sie die Leiche besichtigten?“

„Zwei bis drei Stunden.“ Der Mord ist aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen 10 und 11 Uhr heute Vormittag geschehen.“

Auch Wilhelm Röhne, den der Leutnant vernahm, nachdem Dr. Beutler abgetreten war und sich im Einverständnis mit dem Polizeileutnant entfernt hatte, wußte verhältnismäßig wenig zu berichten. Er war während des ganzen Tages vom Hause abwesend, besuchte am Abend gern noch wissenschaftliche Vorträge oder sah lesend in seinem Kämmerchen, wenn die Mutter im Hause nicht noch seiner Hilfe bedurfte; um die Lebensverhältnisse der Miether hatte er sich nie gekümmert.

Der junge Mann schilderte, wie er heute um ein Uhr zum Mittagessen in die elterliche Wohnung gekommen, seine Schwester ganz fassungslos gefunden und erfahren habe, die Eltern wären oben bei Herrn Ahreweiler, dem ein Unglück zugestoßen sei. Er sei hinaufgegangen, habe Herrn Ahreweiler in seinem Blute schwimmend gefunden und sogleich gesehen, daß er todt sei. Er habe die Eltern verhindert, die Leiche aus ihrer Lage zu bringen oder irgend etwas in der Umgebung des Toten zu verändern, und sei dann fortgegangen, um einen Arzt zu holen und die Polizei zu benachrichtigen. Er sei fast gleichzeitig mit den Herren wieder nach der Uhländstraße gekommen.

„Und Sie haben keine Ahnung, durch wen der Mord verübt sein könnte?“ fragte der Polizeileutnant, ein junger Mann, den sein Eifer ein wenig zu weit führte. Er mußte sich einen warnenden Fuhrtritt des Commissars unter dem Tisch gefallen lassen.

Wilhelm Röhne rief ganz erschrocken aus: „Wie sollte ich? Ich sagte den Herren schon, ich habe Herrn Ahreweiler kaum gekannt, geschweige Jemand, der zu ihm gekommen ist. Während der drei Jahre, die er hier gewohnt hat, bin ich vielleicht zwei- oder dreimal in seiner Abwesenheit heraufgekommen, wenn meine Mutter hier rein gemacht hat.“

„Was haben Sie da in der Wohnung gethan?“ fragte der Leutnant lebhaft.

Auf dem länglichen, kaltenreichen Gesicht des Commissars erschien ein humoristisches Lächeln, das sich noch verstärkte, als der junge Mann jetzt sehr gelassen weiter Rede und Antwort stand.

„Ich half die Leppiche zum Klopfen nach dem Hofe und wieder herauftragen und sah mir bei der Gelegenheit auch die vielen schönen Sachen an, be-

sonders die Waffen, für die ich großes Interesse habe.“ erklärte der junge Röhne.

„So konnten Sie auch den Dolch, mit dem der Mord verübt worden ist?“ fragte der Leutnant.

„Gewiß, er gehört zu Herrn Ahreweiler's Sammlung und muß durch den Mörder herabgerissen sein. Mir fiel die leere Stelle auf dem rothen Teppich auf, noch ehe ich ihn neben dem Toten liegen gesehen hatte.“ entgegnete Wilhelm, und der Leutnant dachte mit einer Art von Beschwörung, daß der einfache Maschinenbauer da mehr gesehen hatte, als er selbst.

So klar und bestimmt Wilhelm Röhne's Aussagen gewesen waren, so confus waren die seines Vaters.

Der Portier schilderte, bei jedem Satz von einem pfeifenden Husten unterbrochen, breit und umständlich, wann er heutige Morgen aufgestanden, was er getrunken und gegessen, was er zu seiner Frau gesagt und wie er sich geäußert habe, daß sie wieder so lange oben bei Herrn Ahreweiler geblieben sei, nachdem sie ihm um sieben Uhr den Thee gebracht hatte. „Er stand immer so früh auf und brachte das ganze Haus in Alarm; seine Geschäfte wärten auch noch besorgt worden, wenn er bis neun Uhr im Bette gelegen hätte.“ setzte er hinzu, und sein Ton verrieth Gehässigkeit gegen den Toten.

Der Polizeileutnant wollte ihn bedeuten, daß all dies nicht zur Sache gehöre.

Aber jetzt bemächtigte sich der Commissar des Verhörs; er war der Meinung, daß aus dem Uebelwollen, Zerfahren doch vielleicht Brauchbares herauszubringen sei.

Der Portier fuhr denn auch fort, weit mehr von sich als von Ahreweiler zu erzählen und zu schildern, wie schwer er darunter haben leiden müssen, daß der Miether gar zu anspruchsvoll gewesen sei. Keine halbe Stunde habe er Ruhe gegeben, den ganzen Tag sei das Gebimmel gegangen, Frau und Tochter hätten beständig auf der Treppe gelegen.

„Er hat sich doch aber heute mehrere Stunden nicht hören lassen, so daß Ihre Frau besorgt geworden ist und die Tochter hinaufgeschickt hat.“ sagte der Leutnant.

Mit einer an ihm bestimmenden scharfen Logik rief Röhne: „Daran sehen Sie ja am besten, wie er es getrieben hat; er verhielt sich ein paar Stunden ruhig, da gerieth meine Frau schon in Angst, und er würde es auch gewiß nicht gethan haben, wenn er am Leben geblieben wäre.“

Wieder zeigte sich das humoristische und dabei doch so zurückhaltende Lächeln in den Mienen des Commissars.

Der Polizeileutnant vermochte nur schwer seine Verlegenheit über die ihm zu Theil gewordene Abfertigung zu verbergen. Um der Sache eine andere Wendung zu geben, machte er die nicht eben glückliche Bemerkung: „Der Verstorbene scheint nicht gerade Ihr Freund gewesen zu sein.“

Röhne lachte wegwerfend. „Wüßte nicht, weshalb. Habe nur Verdruß und Scherereien durch ihn gehabt. Dabei war er so hochmüthig, daß er sich für zu gut hielt, jemals ein- überiges Wort an Unfernein zu richten. Der Herr Oberst aus der ersten und die Frau Wirtliche Geheimrätin aus der zweiten Etage gehen nie vorüber, ohne daß sie sich ertundigen, wie es mit meinem Husten steht.“ Er warf sich bei diesen Worten in die Brust.

„Sie scheinen es ungern gesehen zu haben, daß Ihre Frau die Bedienung des Herrn Ahreweiler besorgte.“ nahm der Criminalcommissar das Wort und ließ seine dunkelgrauen Augen so durchdringend auf dem Portier ruhen, daß diesem siedendheiß war.

„Fasstiger als bisher antwortete Röhne: „Das können Sie einem trankten Mann, der selber seine Abwartung braucht, doch nicht verdenken, Herr Commissar. Nicht eine halbe Stunde war ich sicher, daß Frau und Tochter mir von dem hochmüthigen Patron, der vor taum die Tagesszeit bot, nicht fortergrüßen würden.“

„Warum erlaubten Sie es denn?“ fragte Mülser und fügte, da Röhne nicht sogleich antwortete, hinzu: „Doch weil Ihnen die Bezahlung, die Ihre Frau für die geleisteten Dienste erhielt, auf zu Staaten kam.“

Röhne schnitt eine Grimasse. „Ach, das war nicht so viel und hätte sich anderweitig auch verdienen lassen. Er schenkte nie etwas und gab nur genau, was auszubringen war. Wären nicht die Einnahmen von den Verwandten gewesen —“

„Von welchen Verwandten?“

„Was für Einnahmen?“ fragten hier gleichzeitig der Commissar und der Leutnant.

Röhne merkte, daß er eine Dummheit gemacht habe. Er mußte irgendwo gehört haben, daß Niemand gewohnt sei, etwas auszugeben, wodurch er sich selbst begünstigte, und so war aus ihm nichts mehr herauszubringen. Er hustete, winkelte, er sei ein kranker Mann, ein armer Krüppel, der von nichts wisse, und es blieb nichts übrig, als ihn zu entlassen und die Frau vorzurufen.

Frau Röhne hatte die Art und Weise, wie man Ahreweiler gefunden, schon wiederholt erzählt und auch geschildert, wie sie und die Tochter ihn bedient hatten, daß darüber kurz hinweggegangen werden konnte, und es ward ihr nun die Frage vorgelegt, welche Entlohnung sie für ihre Dienst-

leistungen erhalten habe. Zögernd nannte sie die Summe, die ihr monatlich gezahlt worden war.

Kopfschüttelnd bemerkte der Leutnant: „Das ist eine recht ansehnliche Bezahlung, und Ihr Mann sprach noch von Einnahmen, die Sie außerdem gehabt hätten.“

Frau Röhne erschrak so, daß die bereits auf ihrem Antlitz zurückgekehrten blühenden Farben erblühen und einer fahlen Blässe Platz machten. Was hatte ihr Mann denn da für Dinge ausgeschwaht? Da konnte sie ja in eine arge Gedrängnis kommen.

„Einnahmen, die ich außerdem noch gehabt haben soll? Ich weiß gar nicht, was mein Mann damit meinen kann!“ kammelte sie.

Der Commissar kam ihr zu Hilfe; er glaubte, die Frau gedente der vielen Schwänzelgeschichten, die sie bei den Einkünften für Herrn Ahreweiler ohne Zweifel gemacht hatte, fürchtete, ihr Mann habe davon geplaudert und man werde sie ob dieser Unehrlichkeit zur Rechenschaft ziehen. Es lag aber gar keine Veranlassung vor, sie nachträglich wegen dieser Schädigung der Rasse des Verstorbenen noch in Anspruch zu nehmen; dagegen konnte es von großer Wichtigkeit sein, etwas über die Beziehungen der Portiersfrau zu den Verwandten des Ermordeten zu erfahren und so sagte er: „Ihr Mann sprach von Verwandten des Verstorbenen, durch die Sie Einnahmen gehabt hätten.“

Ein neuer Schreck durchdrachte Frau Röhne und doch athmete sie erleichtert auf. Daß Ahreweiler Verwandte gehabt, konnte ja so wie so nicht verschwiegen bleiben. „Ach, die paar Markt“, sagte sie, schon wieder gefasht, „die ich von der Frau Majorin Deppe-ner und der Frau Käthe Kunze bekommen habe!“ Er stellt sich da viel mehr vor, als es ist.“

„Wer sind die Frau Majorin Deppe-ner und die Frau Käthe Kunze?“ fragte der Leutnant, während der Commissar eifrig in sein Buch schrieb. „Schwestern von Herrn Ahreweiler.“

„Schwestern?“ riefen beide Herren. „Herr Ahreweiler hatte Schwestern?“

„Drei!“ erzählte Frau Röhne, „aber eine ist todt; die war an den Kaufmann Jäger verheiratet, der in der Leipzigerstraße das große Colonialwaarengeschäft hat.“

„Aber Sie sagten doch, es sei Niemand zu Herrn Ahreweiler gekommen.“

„So gut wie Niemand. Im ersten Jahre kamen die Schwestern und die Schwesterkinder noch zu seinem Geburtstage am 16. September und zu Neujahr; sie haben ihm aber zu viel Aufheben von seinen schönen Sachen gemacht und sich zu sehr merken lassen, daß sie davon etwas haben möchten, da wollte er sie nicht mehr hier haben. Er ist aber zu ihnen gegangen und sie haben auch von ihm bekommen.“

„Woher wissen Sie das?“

„Von Herrn Ahreweiler nicht, das stimmt!“ lachte die Frau. „Der schwierig hab es mir erzählt, wenn ich zu ihnen kam.“

„Sie gingen zu den Damen? Was thaten Sie da?“

Frau Röhne spielte mit dem Schürzenband, schlug die Augen nieder und antwortete: „Je nun, wenn man einen einzigen Bruder hat, der ein schwerer Mann ist und hält einen so fern, da weiß man doch gern —“ Sie hielt inne, offenbar in Verlegenheit, wie sie sich ausdrücken sollte.

Der Polizeileutnant lachte. „Ob er noch lebt, ob er gesund oder krank ist, wer bei ihm ein- und ausgeht u. s. w. Vengstigen Sie sich nicht, dergleichen Berichte fallen nicht unter das Strafgebot. Haben Sie denn viel zu erzählen gehabt?“

„Ach nein!“ gestand die Frau. „Es kam ja fast Niemand zu ihm, er schrieb keine Briefe, oder wenn er welche schrieb, brachte er sie selbst zur Post und holte sie sich auch von dort ab; ein Briefträger kam nie in's Haus und ein Couvert oder sonst etwas Schriftliches hab ich nie im Papiertorb oder sonst wo gefunden.“

Der Leutnant und der Commissar sahen sich beiläufig an; die Neugierde der Frau mußte bei Herrn Ahreweiler arge Qualen erduldet haben. „Sie sagten vorher, es sei fast Niemand zu Herrn Ahreweiler gekommen, also hat er doch zuweilen Besuch gehabt.“

„Ein Herr? Wie heißt er? Wie sah er aus?“

„Seinen Namen hab ich nie gehört und beschreiben kann ich ihn auch nicht. Er war wohl ein Jugendfreund vom Herrn und stand ungefähr mit ihm im gleichen Alter.“ Ich glaube, er wohnt nicht in Berlin.“

„Woraus schließen Sie das?“

„Ich denke, er würde öfter gekommen sein, wenn er in Berlin gewohnt hätte, denn der Herr freute sich, wenn er kam und hatte auch großes Vertrauen zu ihm. Vor vierzehn Tagen als er zuletzt hier war, hab' ich Beide noch an dem eisernen Schranke sitzen sehen. Alle Fächer standen offen und es lagen Geldrollen und Scheine auf dem Tisch.“

„Das haben Sie gesehen?“

„Gewiß; der Herr schickte mich zwar sogleich hinaus, aber gesehen hab' ich's doch und es nachher meinem Wilhelm erzählt.“

Frau Röhne hatte mit dieser Erzählung Alles gesagt, was sie zu berichten vermochte, und es wurde ihr nun

aufgetragen, ihre Tochter herbeizurufen.

Da Marie den Ermordeten zuerst aufgefunden, hätte sie eigentlich die Erste in der Reihe der zu vernehmenden Personen sein müssen, ihr Vater hatte jedoch gebeten, sie noch zu verschonen, da sie sich gar nicht fassen könne, und so hatte man ihr Verhör bis zuletzt aufgespart.

Die Mutter hatte auch jetzt noch Mühe, sie hinaufzubringen. Sie sträubte sich, behauptete, sie könne nicht wieder in die Wohnung des Ermordeten gehen und sie wisse auch gar nichts. Bei diesen Behauptungen blieb sie, als sie endlich den Beamten gegenüberstand. Man mußte ihr jedes Wort förmlich abzwängen, und man erfuhr von ihr nichts, als was bereits durch die Eltern und den Bruder ausgesagt worden war.

Dem gewiegten Criminalcommissarius wollte es jedoch scheinen, als halte das Mädchen mit irgend etwas zutrüd, und ihre Angst und Verthörung rühre zumeist davon her, daß sie fürchtete, es könne ihr trotz aller Vorsicht ein Geständniß entrispen werden, das sie nicht machen wollte. Er ließ sich indeß von dieser Wahrnehmung nichts merken, sprach auch zu dem Polizeileutnant nichts davon, nahm sich aber vor, Marie Röhne im Auge zu behalten.

Inzwischen waren die zum Transport der Leiche nach dem Schauhause telephonisch beorderten Beamten angekommen und warteten ihres Amtes. Der Todte wurde hinuntergetragen, unter dem Zulauf einer Menge von Gaffern, die die Kunde von dem schauerlichen Ereigniß bereits herbeigelaufen hatte, in den Tragetorh gelegt, von sechs Männern auf die Schultern genommen und fortgeschafft.

Der Polizeileutnant schloß das Verhör und ließ die Familie Röhne das Protokoll unterschreiben. Die Vorder- und Hintertür der Ahreweiler'schen Wohnung wurden verschlossen und je ein Siegel davor gelegt, dann entfernten sich die Beamten.

Der erste Act des Dramas hatte sein Ende erreicht.

3.

„Hast Du heute schon die Zeitung gelesen, Karl?“

Die Gattin des Spinnerereibesetzers Dornedden in Landesbut in Schlesien richtete diese Frage an ihren Mann, als sie ihm den Kaffee brachte, den er nach dem Mittagsschlafchen zu trinken pflegte.

Noch etwas schlaftrunken, hob der Gefragte, noch auf dem Sopha liegend, den Kopf in die Höhe, rieb sich die Augen, strich mit der Hand über die hohe Stirn, von der das Haar schon fast zurückgewichen war, und wiederholte sich bestimmend: „Die Zeitung gelesen?“

Nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: „Nein, dazu bin ich heute wirklich noch nicht gekommen; ich habe bei meiner Heimkehr am Morgen eine solche Menge von Geschäften und meistens nicht gerade angenehmer Art vorgenommen, daß mir keine Zeit zum Zeitunglesen geblieben ist. Wir mußten ja auch das Mittagessen um länger als eine Stunde hinauschieben.“

„Und dann hast Du so gut wie nichts gegessen!“ bemerkte die schlante, blonde, noch sehr hübsche Frau und ließ das seelenvolle, hellblaue Auge mit nur mühsam verbehlter Besorgnis auf ihrem Manne ruhen, dessen stark durchdringtes, glatt rasirtes Gesicht schmal und lang war und durch den spitz zulaufenden Bart am Kinn noch länger erschien. Es kam ihr vor, als sei er über Nacht um 3 Jahre älter geworden. Schwiegend goß sie den stark duftenden Kaffee in die Tasse, fügte Zucker und Sahne hinzu und reichte sie ihrem Manne.

Dornedden richtete sich auf, nahm die Tasse, hob die breiten, schmerzhaften Augenlider, durch welche die etwas müde blickenden grauen Augen meistens halb verschleiert wurden und fragte, sie forschend anblickend: „Wie kommst Du auf die Frage, ob ich die Zeitung heute gelesen habe?“

„Ach, wie man so fragt, es hat keinen besonderen Grund.“ erwiderte sie ausweichend und verzog den feingeschnittenen blaffen Mund zu einem Lächeln, das ihr aber nicht vom Herzen kam. Wie um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, erkundigte sie sich dann: „Du hast Ahreweiler gestern nicht gesehen?“

Dornedden fuhr zusammen, die Frage schien ihn unangenehm zu berühren, und mit einer ihm sonst nicht eigenen Hast antwortete er: „Nein, ich würde Dir sonst bei Tische schon davon erzählt haben.“

„Du warst bei Tische so in Dichtigkeit, sprachst gar nicht, da wollte ich Dich nicht mit Fragen belästigen.“ sagte sie mit einem Seufzer.

„Wie hätte ich zu ihm nach Charlottenburg gelangen sollen?“ erwiderte Dornedden. „Ich traf gestern Morgen in Berlin ein, mußte am Abend wieder abreisen, und Du weißt, was mir zu thun oblag!“ Auch er seufzte tief auf, und die Linien in seinem Gesicht schienen sich noch mehr zu vertiefen.

Dieser Anblick schnitt der besorgten Frau in's Herz, und sie sagte leise: „Er hätte Dir doch vielleicht rathen, bespringen können! Er ist doch Dein Freund.“

Dornedden streckte wie abwehrend beide Hände aus. „Er nennt sich so

und sagt fogar, ich sei sein einziger Freund; das würde aber sogleich vorbei sein, wenn ich ihm mit einem Anliegen käme.“

„Sonderbare Freundschaft.“ murmelte die Frau, und ihre Stirn zog sich zusammen.

„Du kennst ihn nicht so wie ich, Elisabeth, Du weißt nicht, durch welche Schicksale er mißtrauisch, ja beinahe menschenfeindlich gemacht worden ist.“ entgegnete er.

Frau Dornedden nahm an, ihr Gatte wolle durch diese Worte den Freund bei ihr vertheidigen und sagte einleitend: „Es würde Dir auch schwerlich etwas geholfen haben, wenn Du zu ihm gegangen wärest.“

„Wie? Du weißt Du von Ahreweiler?“ fragte Dornedden.

„Ruhig, ruhig, Karl!“ bat die sanfte Frau, ihre schmale, hübsche Hand auf die des erregten Mannes legend.

Aber er schob sie hinweg und wiederholte heftiger: „Du weißt etwas von Ahreweiler! Es hat etwas über ihn in der Zeitung gestanden! Deshalb fragtest Du vorhin, ob ich sie gelesen; hole sie mir, sie steht in meinem Ueberrod.“

„Es steht etwas über ihn in der Zeitung, Du kennst es aber noch ausführlicher in einem Briefe von Willibald lesen.“ gab sie zu.

„Willibald hat geschrieben? Wann denn?“

„Du hattest Dich soeben zum Schlummer niedergelegt.“ Es war ein an sich gerichteter Brief.“

Ihr Mann ließ sie nicht weiter reden; er warf die Decke, die er über sich gebreitet hatte, von sich und sprang mit beiden Füßen zugleich dem Sopha empor. „Es — es ist Ahreweiler etwas zugestoßen!“ leuchtete er.

„Ja — ja.“ gab die Frau zu. „Er ist todt! Er ist ermordet!“ schrie Dornedden; sein Athem kam stoßweise aus der Brust, klappernd schlugen die Zähne aufeinander, große Schweißperlen standen auf seiner Stirn.

Der Anblick entsetzte Frau Elisabeth und bebend fragte sie: „Wie? Du weißt Du das?“

Der Anruf schien ihn etwas zu sich selbst zu bringen. Sich mit der Hand über das Gesicht streifend, antwortete er: „Weil — weil ich immer — dergleichen gefürchtet habe bei seinem einsamen Leben ohne Diener.“

„Er hatte doch die Portiersleute.“ wandte seine Frau ein.

Dornedden antwortete darauf nicht und fuhr wie im Selbstgespräch fort: „Und bei seiner Marotte, all sein Geld und seine Wertpapiere im Hause zu behalten. In seinem eisernen Schrank liegen Millionen.“

„Aber das wußte doch Niemand.“ sagte Frau Dornedden.

Ihr Mann rief heftig mit dem Fuße stampfend: „Wie kannst Du das sagen! Zu diesen Portiersleuten hatte er ein blindes Vertrauen. Ich warnte ihn noch, als ich das letzte Mal bei ihm war. Die Frau kam dazu, als er den eisernen Schrank aufgeschlossen und Geld und Papiere herausgenommen hatte. Der Schrank wird ausgeräumt sein.“

„Nein, Willibald schreibt, er sei fest verschlossen gewesen; der Mörder habe allem Anschein nach ihn nicht zu öffnen verstanden und keine Beute gemacht.“

„Und — und — hat man den Mörder — gefaßt?“ stieß Dornedden abgebrochen hervor. Wieder schlugen seine Zähne aufeinander; er wandte.

Frau Elisabeth umfaßte den Gatten und zog ihn zum Sopha; hier ließ sie sich neben ihm nieder, seine Hand in der ihrigen haltend. „Ich wußte es, daß die Nachricht Dich fürchtbar erschüttern würde; Willibald hat das auch vorausgesehen, er hat den Brief deshalb an mich und nicht an Dich gerichtet.“ sagte sie mit ihrer lieblichen, ein wenig verschleierten Stimme. „Ich sollte Dich vorbereiten, das ist mir nun doch schlecht gelungen.“

„Wie Du es auch gemacht hättest, Du hättest den Stoß nicht abzufschwächen vermocht.“ entgegnete er und fügte ungeduldig hinzu: „Wo ist der Brief?“

„Ich werde ihn Dir vorlesen.“ sagte sie und zog aus der Tasche ein ziemlich umfangreiches Schreiben, das Willibald, der einzige Sohn des Ehepaars, der in einem großen Berliner Bankgeschäft eine Stelle bekleidete, am Abend des vergangenen Tages an sie geschrieben hatte.

Der Sohn bedauerte zunächst, daß er den Vater während dessen kurzen Aufenthalts in Berlin nur flüchtig sprechen und ihn auch am Abend nicht zur Bahn begleiten konnte. Die Arbeiten für den heranahenden Ultimo wären gar zu dringend gewesen.

„Und ich hatte auch keine Zeit übrig!“ seufzte Dornedden, „tröstete mich mit dem Gedanken, daß er ja nächste Woche zum Weihnachtsfeste nach Hause kommen würde.“

Ein Freudenstimmchen flog bei diesen Worten ihres Mannes über das Gesicht der Frau, verschwand jedoch sogleich wieder, als er hinzufügte: „Dies weiter.“

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Ja und Nein schlängelt sich die Lieblingspromenade der Muth-losen.